

Hartz 75

© Norbert Hagemann, 06.04.2005

I – Der Feierabend

Ich schloss die Tür meiner kleinen Wohnung auf.

„Tag, mein Mäuschen!“

„Tag, Schatz. Wie war die Arbeit?“ Meine Frau Corinna empfing mich. Ich sah in ihre blauen Augen, um die sich in den letzten Jahren dunkle Ränder gelegt hatten.

„Abwechslungsreich wie immer. Heute haben wir den Garten des Oberbürgermeisters gereinigt. Stell Dir vor, er wohnt in einem eigenen Haus.“

„So eins hätte ich auch gern.“ entgegnete sie.

„Und wie war es bei Dir?“ wollte ich wissen.

„Ich habe wie immer erst in der Stadtverwaltung geputzt. Anschließend war ich Lebensmittel besorgen. Die Grundnahrungsmittel im Bedürftigenladen. Dann habe ich noch nach etwas Besserem Ausschau gehalten. Viel habe ich aber nicht bekommen. Das Chinarestaurant hatte ein paar Reste. Da kann ich Dir sicherlich eine schöne Suppe kochen.“

Ich ging in unser Zimmer und schaltete den Fernseher ein, der unter dem Hochbett stand.

II – Der Arbeitsmarkt

Die Nachrichten waren meine Lieblingssendung. Sie hatten schon begonnen.

„Das Amt für Arbeit hat die neuesten Arbeitsmarktzahlen veröffentlicht. Der Anstieg der Arbeitslosen ging um 10% zurück, so der Leiter des Amtes. Das sei ein großer Erfolg der Politik der Regierung. Die Zahl betrug im vergangenen Monat 0.5% gegenüber 0.55% im Vormonat. Hingegen

stieg die Zahl der offenen Stellen im vergangenen Monat um 25% gegenüber dem Vormonat.“

Auf der eingeblendeten Grafik waren kurz die absoluten Zahlen eingeblendet. 9245500 Arbeitslose, im Vormonat 9199502, davor waren es 9149182 gewesen. Es waren 6500 statt 5200 offene Stellen gemeldet worden. Es ging also aufwärts.

„Die monatlichen Aufwendungen für Arbeitslose wurden von 2.95 auf 3 Milliarden Euro aufgestockt.“

Die Regierung tat etwas für die Arbeitslosen, das musste man ihr lassen. Sie gab allerdings keinen festen Betrag pro Arbeitslosen, sondern hatte ein festes Budget zur Verfügung. Das Geld wurde unter den Bedürftigen aufgeteilt. Ich rechnete nach. Pro Arbeitslosen gab es jetzt also 324,48 Euro statt 320,67 im Monat davor. Das Geld dürfte demnächst auf unser Konto eingehen. Viel war es nicht. Immerhin brauchten wir keine Miete bezahlen.

III – Die Wohnung

Die Regierung hatte Siedlungen mit bedarfsgerechten Wohnungen bauen lassen, so genannte Armenghettos, in denen die Arbeitslosen mietfrei wohnen konnten. Eine Einzelperson durfte eine standardisierte Einzimmerwohnung mit 25 m² bewohnen. Die Wohnungen waren so hoch, dass im Wohnraum Hochbetten aufgestellt werden konnten. Unter diesen waren dann meist Schränke oder Fernseher zu finden, so wie bei uns. Pro Person stieg die Wohnfläche um 5 Quadratmeter. Allerdings war es nicht immer so, dass man die angemessenen Wohnungen auch sofort bekam.

Nach der Geburt eines Kindes musste man meist noch einige Monate warten, bis die größere Wohnung verfügbar war. Hingegen war die Frist für einen Auszug in eine kleinere Wohnung, sollte die Familie aus welchen Gründen auch immer kleiner werden, auf 3 Wochen begrenzt.

„Du, Corinna!“ rief ich in die Küche hinüber. „Wir haben nächsten Monat jeder 4 Euro mehr zur Verfügung.“

„Schön!“ rief sie zurück. „Hoffentlich brauchen wir die Heizung nicht anzumachen. Dann haben wir auch was von dem Geld.“

Stimmt, da hatte ich gar nicht dran gedacht. Wir durften zwar mietfrei wohnen, die Heizungs-, Wasser- und Stromkosten mussten wir auf unsere

Kappe nehmen. So wurde derjenige belohnt, der sparsam mit den Ressourcen umging, was auch wiederum der Umwelt zugute kam. Und jetzt nahte der Herbst. Im Winter mussten wir uns dann wieder etwas einschränken.

IV – Die Arbeiten

Der Staat schenke uns die Unterstützung nicht. Auch wir mussten etwas dafür tun. Wir übernahmen einfache Arbeiten in der Stadt, beispielsweise Straßenreinigung, Gartenpflege oder die Müllsortierung. Umsonst natürlich. Früher gab es mal so genannte „Ein Euro Jobs“. Bekam man anfangs 1€ pro Stunde, so war es später dann 1€ pro Tag. Schließlich wurde gesagt, für unsere gemeinnützige Arbeit wurden wir ja bereits die staatliche Stütze bekommen. Als abschreckendes Beispiel wurden Länder der Dritten Welt genannt, in denen es diese segensreiche Einrichtung nicht gab. Dort war keine soziale Hängematte vorhanden. Arbeitslose Menschen mussten betteln gehen.

Dafür dass der Staat hier den Menschen eine Unterstützung gab, hatten diese dem Staat ihre Arbeitskraft kostenlos zur Verfügung zu stellen. Wer das nicht machte, dem wurde die Unterstützung gekürzt oder gestrichen.

Wer über 65 Jahre alt war, bekam die Unterstützung ohne Gegenleistung, dafür kam er in besondere Wohnanlagen für ältere Menschen.

V – Die Wahl

Ich wandte mich wieder dem Fernsehen zu. Es wurden die Ergebnisse der vergangenen Wahl durchgesagt. Früher, als die Zahl der Arbeits- und Mittellosen immer weiter anstieg, gab es Bedenken, dass dieser Anstieg Einfluss auf die Wahlergebnisse haben könnte. Von diesen Menschen waren sogar schon Parteien und Organisationen gegründet worden. Die Herrschenden hatten Bedenken, dass sie abgewählt würden. Die großen Volksparteien unterschieden sich nämlich kaum mehr voneinander und waren so keine Alternative für die armen und bedürftigen Menschen.

Deswegen wurde das Wahlrecht geändert. Wählen durften nur noch diejenigen, die auch Arbeit hatten und somit ihren Beitrag für das Wohlergehen des Staates leisteten. Arbeitslose lagen dem Staat nur auf der Tasche und brauchten deshalb nicht mehr zu wählen.

Dafür wurde jetzt von den verbleibenden Wahlberechtigten jährlich gewählt.

Wie der Sprecher mitteilte war das diesjährige Wahlergebnis gegenüber dem vom letzten Jahr kaum verändert.

VI – Die Schule

Anschließend wurde in den Nachrichten über die Schulpolitik berichtet. Die kostenlose Schulversorgung der Kinder von Arbeitslosen blieb bestehen. Allerdings wurden ihnen nur elementare Dinge wie Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht. Anschließend wurden die besten Schüler ausgewählt eine weiterführende Schule zu besuchen. Der große Rest bekam Arbeitspraktika. Sie lernten einfache Arbeiten wie beispielsweise Kochen, Putzen oder Gärtnern. Denn nicht für die Schule sondern für das Leben lernen wir, wurde uns immer gesagt. Das Leben hier bestand nun mal aus diesen Tätigkeiten.

Die wenigen überdurchschnittlichen Kinder der Almosenempfänger kamen in Internate außerhalb der Armenghettos, wo sie weiter ausgebildet wurden. Diejenigen, die nach dieser Ausbildung dann auch Arbeit fanden, hatten es geschafft. Sie konnten dort leben wo sie wollten, hatten genug Geld um sich alles kaufen zu können was sie wollten. Allerdings waren die Waren draußen auch teurer. Und sie mussten sich immer Gedanken um ihren Job machen. Wenn sie ihn einmal verloren, landeten sie flugs wieder in den Armenghettos. Es sei denn, sie hatten sich so viel Geld zurückgelegt, dass sie von dem Ersparten leben konnten.

Corinna und ich lebten zum Glück sorgenfrei. Wir hatten monatlich einen gewissen Geldbetrag zur Verfügung, freie Schulausbildung, freien Arztbesuch. Dafür gaben wir den Reichen unsere Arbeitskraft umsonst. Es war eine Symbiose, eine ideale Gesellschaftsordnung, fand ich. Niemand lag dem Staat auf der Tasche.

VII – Die Hühnersuppe

Corinna kam mit zwei Tellern aus der Küche und stellte sie auf den Tisch.

„Das riecht aber lecker.“ sagte ich.

„Ich hatte heute das Glück, beim Chinesen ein paar Hühnerknochen zu bekommen. Die geben der Suppe einen schönen Geschmack.“

Ich kostete. Es schmeckte wirklich herrlich. Es musste schon einige Wochen her sein, dass wir zuletzt Hühnerknochen hatten. Es war unser Glückstag.

Ich griff in meine Hosentasche.

„Schau, was ich Dir mitgebracht habe, Corinna.“ Ich holte ein Geldstück heraus.

„5 Euro? Wo hast Du die her?“ Corinna war entsetzt.

„Ich habe das Stück im Garten des Oberbürgermeisters gefunden. Es muss jemand verloren haben.“

„Das musst Du doch zurückgeben.“

„Wem denn? Wir haben dort sauber gemacht, weil am Abend vorher ein großes Grillfest stattgefunden hat, wie ich gehört habe. Weiß ich, wer es verloren hat? Ich glaube, er merkt es gar nicht, dass ihm 5 Euro fehlen.“

„Und was willst Du damit machen?“

„Ich will mal in einen richtigen Laden gehen und mir mal mit richtigem Geld was kaufen.“

Davon träumte ich immer schon. Wir bekamen unsere Unterstützung auf ein Konto überwiesen. Wir konnten in besonderen Bedürftigenläden unsere Waren des täglichen Bedarfs kaufen. An der Kasse wurde unser Fingerabdruck genommen und dann wurde der Betrag von unserem Konto automatisch abgebucht. Der Kassenzettel war auch unser Kontoauszug. Wir sahen, was wir noch auf dem Konto hatten, es standen auch die Beträge drauf, die demnächst für Strom und so weiter abgebucht werden würden, damit wir uns etwas einschränken konnten, wenn nötig. Wer kein Geld auf dem Konto hatte, konnte auch nichts einkaufen. Man wollte so verhindern, dass wir Schulden machten.

Wer außerhalb der Armenghettos lebte, hatte natürlich Geld zur Verfügung soviel er wollte. Beziehungsweise soviel er verdiente.

VIII – Das Berufsleben

„Was musst Du morgen arbeiten?“ fragte Corinna mich.

„Ich weiß noch nicht. Ich muss mich morgens um 7 Uhr wieder am Ghattotor einfinden. Wahrscheinlich Müll sortieren, wie immer am Mittwoch.“

Die Bedürftigen, die arbeitsfähig waren, fanden sich meist in der Frühe am Ghattotor ein. Sie ließen ihren Fingerabdruck scannen und dann bekamen sie auf einem Zettel ausgedruckt, in welchen der zahlreichen Busse sie steigen sollten. Der fuhr die Gruppe dann zur Arbeit und abends wieder zurück. Da ich mich beim Müllsortieren bewährt hatte, nahm ich an, auch morgen dafür eingeteilt zu werden.

Manche Bedürftige hatten so etwas wie eine Festanstellung. Meine Frau war zum Beispiel so eine. Sie putzte die Stadtverwaltung. Das hatte zugleich den Vorteil, dass sie die Nachmittage manchmal frei hatte und ihre Heimfahrt mit einem beliebigen Bus antreten konnte. So konnte sie auch schauen, ob die Geschäfte und Restaurants der Normalbürger irgendwelche verwertbaren Sachen auf den Müll geworfen hatten.

„Hast Du am Wochenende auch frei?“ fragte Corinna.

„Wahrscheinlich am Sonntag.“ entgegnete ich.

„Machen wir einen Stadtbummel?“

Ich stimmte zu. Das war etwas, auf das wir uns meist sehr freuten. Wir schlenderten durch die Stadt und schauten den Normalbürgern zu, wie sie aus dem Kino kamen, oder aus einem Restaurant, oder vom Fußball. Und wir freuten uns wenn es ihnen gut ging, denn dann hatten auch wir unser Auskommen. Und diesen Sonntag würden wir uns mit den 5 Euro sicher auch etwas Nettes außer der Reihe kaufen können.

IX – Die Nacht

Allzu lange konnten wir aber nicht in der Stadt bleiben, denn das Tor zu unserem Armenghetto wurde bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen. Leider gab es unter uns Armen immer noch Menschen, die sich gegen dieses ausgeklügelte Gesellschaftssystem auflehnen wollten. Und diese

hatten sich früher immer nachts in den Wohnbezirken der Reichen herumgetrieben und sie unsicher gemacht. So wurden schließlich die verschließbaren Armenghettos geschaffen.

Ich sah allerdings keinen Grund darin, sich gegen etwas aufzulehnen, was wir sowieso nicht ändern konnten. Es war doch viel angenehmer, abends dem Fernsehprogramm zu lauschen. Spielshows, Filme, Nachrichten, Sport. Was will man mehr. Habe ich schon erwähnt, dass der Fernseher und alle Einrichtungsgegenstände vom Staat gestellt wurden? Wir waren zufrieden und hatten überhaupt keinen Grund uns zu beschweren.

X – Der Nachtsch

„Möchtest Du einen Nachtsch?“ fragte Corinna mich, als sie die Teller vom Tisch abräumte.

„Gerne. Was hast Du denn?“

„Fruchtjoghurt.“ Sie ging in die Küche. „Was möchtest Du, Erdbeer oder Kirsche?“

„Kirsche.“ antwortete ich.

Corinna kam mit zwei Bechern wieder zurück. Wir ließen es uns schmecken. Wir waren mit dem Leben zufrieden. Wir hatten Geld, Arbeit, ein festes Dach über dem Kopf und vor allem, wir hatten uns. Ein lieber Mensch an der Seite war schon immer das Beste was einem passieren konnte. Mit dem man durch Dick und Dünn ging.

Nach dem Genuss des Joghurts schaute ich mir eine Fernsehshow an. Corinna wusch das Geschirr. Wir hatten das Duschwasser von heute morgen aufgehoben. Corinna hatte ein paar Spritzer Geschirrspülmittel hineingetan und benutzte es jetzt für Teller und Essbesteck. Man musste sich nur zu helfen wissen, dann konnte man etwas Geld sparen. Und wenn es nur ein paar Cent pro Tag waren: im Jahresverlauf summierte es sich und man konnte sich vielleicht mal wieder einen neuen Pullover leisten, den man natürlich auch im Bedürftigenladen gegen die Abgabe seines Fingerabdrucks erstehen konnte.

XI – Das Bauchweh

Corinna setzte sich nach getanem Abwasch zu mir auf das Sofa und lehnte sich an mich.

„Ingolf, ich bin glücklich.“ sagte sie.

„Ich auch.“ entgegnete ich.

Es gab doch nichts Schöneres als sorgenfrei zu leben. Wir waren zwar arm und bedürftig, zumindest der offiziellen Statistik nach. Doch ich hatte nicht das Gefühl, arm zu sein. Wir hatten doch alles was wir brauchten. Große Sprünge konnten wir nicht machen. Aber wir mussten nicht hungern, wir hatten ein Dach über dem Kopf... Ich ertappte mich dabei, wie sich meine Gedanken wiederholten.

Corinna zuckte zusammen.

„Was ist?“ fragte ich.

„Ach nichts. Nur ein Zwicken im Bauch.“

Nach einiger Zeit fasste sie sich wieder auf den Bauch und stöhnte.

„Vielleicht habe ich etwas Falsches gegessen. Ich werde mich mal hinlegen und mir eine Wärmflasche auflegen.“

Sie ging ins Bad, machte sich frisch und kam im Nachtzeug wieder zurück. Sie kletterte auf das Hochbett und nahm die Wärmflasche mit unter die Decke, die sie zuvor mit heißem Wasser gefüllt hatte.

So eine Magenverstimmung konnte ja mal vorkommen. Immerhin war das Haltbarkeitsdatum mancher Speisen, die wir abstauben konnten, manchmal erheblich überschritten. Aber wir hatten ja keine Wahl.

Auch mir fielen die Augen zu. So ein harter gemeinnütziger Arbeitstag machte müde. Ich schaltete den Fernseher aus, und kroch zu meiner Frau unter die Bettdecke, nachdem ich mir im Bad die Zähne geputzt hatte.

XII – Der Notfall

Ich merkte, wie ihr Bauch ganz fest angespannt war.

„Soll ich einen Arzt rufen?“ fragte ich sie.

Sie antwortete nicht, sondern hastete aus dem Bett und ins Bad. Ich hörte, wie sie sich übergab.

Völlig fertig kam sie kurze Zeit später wieder zurück und legte sich aufs Sofa.

„Es wäre wohl besser.“ sagte sie.

Ich ging zu unserem Telefon hinunter. Auch das war von Staat gestellt. Die Benutzung war frei. Man konnte allerdings nur Notfallnummern wie Klinik oder Feuerwehr anrufen. Ferner hatte man die Möglichkeit die Nummern von 5 Familienangehörigen oder Freunden speichern zu lassen. Andere Telefonate waren nicht gestattet. Wen hätte ich sonst auch anrufen sollen?

Ich wählte die Nummer der Armenklinik. Sie lag innerhalb des Armenghettos und war immer besetzt. Zum Glück kostete auch die ärztliche Versorgung nichts.

Es dauerte etwa 20 Minuten als es an der Tür klingelte. Drei in weiße Kittel gekleidete Menschen, ein Arzt und zwei Helfer, kamen herein. Sie legten Corinna auf eine mitgebrachte Krankenliege.

„Wenn Sie wollen, können Sie mitkommen.“ sagte der Arzt.

„Selbstverständlich.“ murmelte ich.

Ich zog mir schnell etwas über und lief hinter den anderen her zum Lift. Wir fuhren ins Kellergeschoß hinunter. Die Häuser waren hier durch ein System von Korridoren, Laufbändern und Rolltreppen miteinander verbunden. Und auch mit der Armenklinik. Wir hasteten die Gänge entlang, Wegweiser zeigten uns wohin wir zu gehen hatten.

Dann öffneten meine Begleiter wieder eine Lifttür und schoben das Bett mit Corinna hinein. Der Aufzug hielt ein paar Stockwerke höher. Auf dem Gang war reger Betrieb. Meine Frau wurde in einen Raum geschoben und mir bedeutete man auf einer Bank zu Platz zu nehmen.

XIII – Der Wartende

Ich musste warten und hatte Zeit mir alles anzuschauen. Hier war es anders als draußen in der Stadt. Während wir dort dem Staat unsere Arbeitskraft zur Verfügung stellten, gab es hier Menschen, die vom Staat dafür bezahlt wurden, dass sie für uns arbeiteten. Ich war stolz auf mein Land. Es sorgte für die Armen, wo es nur konnte. Und wir halfen dem Staat. Eine Hand wusch die andere. Es gab kein besseres System.

Ein anderer Mann setzte sich zu mir. Wie man an seiner Kleidung sehen konnte, auch ein Bedürftiger wie ich, der auf etwas wartete.

„Weswegen sind Sie hier?“ fragte ich ihn.

„Ein Schnupfen. Nur ein Schnupfen, zum Glück. Der lässt sich behandeln.“

Ich war etwas erstaunt. Warum sollten sich andere Krankheiten nicht behandeln lassen? Die Medizin hatte, wenn man den Nachrichten Glauben schenken sollte, in den letzten Jahren so große Fortschritte gemacht, dass fast alle Krankheiten heilbar geworden waren. Ich erzählte ihm, was ich aus den Nachrichten wusste.

„Ja, sicher.“ antwortete er. „Aber heilen und behandeln sind zwei Paar Schuhe. Nicht alles was sich heilen lässt, lässt sich auch behandeln.“

„Ich verstehe nicht was Sie damit sagen wollen.“

Er gab mir einen Zettel mit einer handgeschriebenen Adresse.

„Hier ist meine Wohnungsnummer. Wenn Sie Lust haben, kommen Sie nachher mal vorbei, dann erzähle ich Ihnen Näheres.“ Er stand auf und gab mir die Hand. „Auf Wiedersehen. Und bleiben Sie mir gesund.“ Er schlurfte um die nächste Ecke.

XIV – Der Fragebogen

Ich hatte kaum Zeit nachzudenken. Ein Arzt öffnete eine Tür und forderte mich auf, hereinzukommen. Er führte mich in ein Büro. Dort bot er mir einen Stuhl vor einem Schreibtisch an. Er setzte sich dahinter und drückte

auf den Knopf einer Gegensprechanlage. Kurze Zeit später kam ein Mann in einem gepflegten Anzug herein. Er legte seinen Aktenkoffer auf den Tisch und holte ein Formular heraus.

„Wir haben Ihre Frau gründlich untersucht.“ sagte der Arzt. „Sie hat eine Magenverstimmung. Aber nicht nur. Wir haben auch einen Darmkrebs bei ihr festgestellt. Das ist kein Problem, denn Darmkrebs ist heilbar. Allerdings ist die Behandlung etwas aufwendiger als bei einer Magenverstimmung und deswegen müssen wir uns zunächst einmal über Ihre Vermögensverhältnisse unterhalten.“

Er nickte dem gut Gekleideten zu, der seinen Stift gezückt hatte und begann mir einige Fragen zu stellen. Die Antworten trug er in das Formular ein.

„Name?“

„Ingolf Cronau.“

„Beruf?“

„Ich arbeite mal hier mal da. Je nachdem wo man mich braucht.“

„Also kein Beruf. Was haben Sie gelernt?“

„Ich bin normal zur Schule hier im Armenghetto gegangen. Und dann habe ich Aushilfsarbeiten gelernt, wie wohl die meisten hier.“

„Also können Sie keine höherwertige Tätigkeit ausführen. Beispielsweise, sagen wir mal, am Montageband arbeiten. Oder am Hochofen.“

„Das habe ich nie gelernt.“

„Fortgebildet haben Sie sich also nicht?“

„Nein. Wann denn? Ich arbeite den ganzen Tag und abends bin ich völlig geschafft.“

„Fortbildung ist aber wichtig. Nun gut. Haben Sie oder Ihre Frau Vermögen?“

„Ich habe ein Konto bei der Bedürftigenbank.“

„Also kein Vermögen.“ Er kreuzte einige Kästchen an.

„Doch, ein bisschen. 5 Euro habe ich gestern gefunden.“

„Das sollten Sie eigentlich zum Fundbüro bringen.“

„Ja, aber es kann doch niemand wissen, wer das Geldstück verloren hat.“

„Wenn sich keiner meldet, gehört es dem Staat. Und da gehört es auch hin. Bedürftige brauchen kein Bargeld, die stellen nur Unsinn damit an. Sie haben doch Ihr Konto. Also gehen Sie die nächsten Tage bitte ins Fundbüro und geben den Heiermann ab, ja?“

„Ja, ok. Aber was soll die ganze Fragerei? Was hat das mit meiner Frau zu tun?“

XV – Die Kostenrechnung

Der Mann im Anzug lehnte sich zurück.

„Ich bin von der Wohlfahrtsbehörde. Wie Sie wissen ist die ärztliche Versorgung kostenlos. Allerdings nur, wenn es sich für den Staat lohnt. Ein Schnupfen zum Beispiel lässt sich mit einem Medikament für vielleicht 10 Euro in wenigen Tagen heilen. Die Bedürftigen bekommen vom Staat jetzt etwa 10 Euro pro Tag. Dafür geben die Bedürftigen dem Staat Arbeit. Ein Mensch mit Schnupfen fällt vielleicht zwei bis drei Tage aus. Dazu kommt das Medikament. Der Staat macht also einen Verlust von etwa 40 Euro. Wenn der Bedürftige in den folgenden Wochen etwas mehr arbeitet, kann er sein Konto ausgleichen und alles ist wieder im Lot. Soweit können Sie mir doch folgen.“

Ich nickte.

„Gut. Ihre Frau hat Darmkrebs. Eine heilende Behandlung würde etwa 60000 Euro kosten. Dazu würde sie natürlich eine längere Zeit als Arbeitskraft ausfallen. Ein halbes Jahr etwa. Das wären noch mal etwa 1800 Euro. Ein normaler Arbeitstag dauert 10 Stunden. Mal etwas mehr, mal etwas weniger. Sie arbeiten also in der Woche 50 Stunden dafür, dass Sie vom Staat die Unterstützung zum Leben bekommen. Würde Ihre Frau nach ihrer Krankheit täglich 4 Stunden Überstunden machen, wären das an 5 Arbeitstagen 20 Stunden. Dazu kämen die Wochenenden, macht zusammen 40 Stunden, die sie pro Woche zusätzlich schaffen müsste. Ob sie das auch wirklich schaffen würde, lassen wir mal außen vor. Also

könnte sie uns ihre Arbeitskraft in der Woche für zusätzlich 40 Euro zur Verfügung stellen. Bei einem Betrag von 61800 Euro, der sich aus der Behandlung und ihrem Ausfall ergibt müsste sie also...“

Er gab die Werte in einen Taschenrechner ein und verkündete das Ergebnis.

„... über 29 Jahre eine 90 Stunden Woche durchhalten. Wie alt ist Ihre Frau?“

„Äh, 45.“ Ich war noch nicht ganz klar im Kopf. Er hatte mir einen Wust von Zahlen an den Kopf geknallt, den ich erstmal sortieren musste.

XVI – Die Alternative

„Also, das wird wohl beim besten Willen nichts. Machen wir mal die Gegenrechnung auf. Die Magenverstimmung Ihrer Frau können wir locker heilen, das ist nicht das Problem. Sie kann übermorgen wieder arbeiten gehen. Allerdings ist, so wie es auf den Untersuchungsergebnissen aussieht, davon auszugehen, dass der Darmkrebs bei Ihrer Frau im nächsten halben Jahr ausbricht. Wie gesagt, wir können ihn aus den Gründen, die ich Ihnen eben dargelegt habe, nicht behandeln. Wenn Ihre Frau dann auf Grund der Krankheit als Arbeitskraft ausfällt, müssen wir natürlich die Zahlungen der Lebenshilfe einstellen. Das dürfte Ihnen ja wohl klar sein. Sie müssten dann also mit der Hälfte der Summe auskommen. Da Sie allerdings weiterarbeiten müssten, würden Sie sich nach Feierabend um Ihre Gattin kümmern müssen. Medikamente würden Sie aus der eigenen Tasche bezahlen müssen. Das würden Sie allerdings finanziell und psychisch nicht lange durchhalten. Deswegen machen wir Ihnen jetzt schon mal folgendes Angebot:

Wenn Sie sich dazu entschließen könnten, den Körper Ihrer Frau der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen, könnte das auch für Sie finanzielle Vorteile haben. Wenn die Organe Ihrer Frau noch nicht von Metastasen befallen sind, können sie wohlhabenden Menschen als Ersatzorgane eingepflanzt werden. Nach Abzug der Transplantationskosten könnte für Sie dabei noch ein finanzieller Gewinn herauspringen.“

Er nestelte an seiner Jackentasche herum und zog eine Visitenkarte heraus.

„Hier können Sie sich melden, wenn Sie sich mit Ihrer Frau beraten haben. Das ist mein Büro in der Wohlfahrtsbehörde.“

Er stand auf, packte seine Sachen und verließ den Raum.

XVII – Der Besuch

Der Arzt ergriff wieder das Wort:

„Schauen Sie nicht so bedröppelt. So ist halt das Leben. Ich bringe Sie jetzt zu ihrer Frau. Sie wartet bereits auf Sie. Und dann lassen Sie sich alles in Ruhe durch den Kopf gehen. Denken Sie immer daran, was der Staat bisher für Sie beide getan hat. Und überlegen Sie sich, ob Sie nicht auch mal etwas Besonderes für den Staat tun wollen.“

Er geleitete mich aus dem Büro. meine Frau saß auf der gleichen Bank, auf der ich vorhin gewartet hatte. Der Arzt verabschiedete sich von uns und wir verließen das Gebäude über den Lift nach unten.

Meiner Frau war natürlich nicht entgangen, dass ich mich irgendwie verändert hatte. Auf dem Weg durch die Katakomben zu unserem Gebäude sprach sie mich darauf an:

„Ingolf, was ist? Du bist so blass. du sagst ja gar nichts.“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich zog den Zettel aus der Tasche, den mir der andere Mann in der Klinik zugesteckt hatte.

„Lass uns zu dieser Adresse gehen.“ schlug ich vor.

„So spät am Abend? Wer wohnt da?“

„Ein Mensch, der uns vielleicht die Augen öffnen kann. Vor allem mir.“ erklärte ich.

Nach kurzem Weg waren wir an seiner Wohnungstür angekommen. Ich klingelte. Meine Bekanntschaft aus der Klinik öffnete.

„Guten Abend. Ich habe Sie schon erwartet.“ begrüßte er uns. „Setzen Sie sich, bitte.“ Er wies mit einer Handbewegung zum Wohnraum und ging selber in die Küche.

Seine Wohnung war genauso eingerichtet wie die unsere. Einige persönliche Gegenstände versuchten dem Raum eine individuelle Note zu geben.

„Möchten Sie etwas trinken?“ fragte er aus der Küche.

„Wasser?“ fragte ich Corinna. Sie nickte. „Wir hätten gerne Wasser, wenn es ihnen nichts ausmacht.“ rief ich zurück.

XVIII – Menschenmaterial

Er kam mit drei Gläsern wieder zurück.

„Verstehen Sie jetzt? Nicht alles was geheilt werden kann, kann auch behandelt werden.“

Meine Frau schaute verständnislos. „Darmkrebs ist doch heilbar, hat man mir gesagt.“

Unser Gastgeber lehnte sich zurück.

„Sie haben noch nichts verstanden. Man wird Ihren Darmkrebs nicht behandeln. Das ist zu teuer. Sie sind wertlose Almosenempfänger, die nur behandelt werden, so lange etwas für den Staat dabei herauspringt. Wenn Sie selber die Behandlung bezahlen könnten, dann würde ja keiner was sagen. Aber kostenlose Behandlung ist eben nicht kostenlos. Der Staat trägt die Kosten. Und wenn er nicht will und Sie nicht können, dann wird eben nicht behandelt.“

„Das heißt, der Staat lässt seine Mitbürger einfach so im Stich?“ fragte ich.

„Mitbürger? Almosenempfänger sind keine Mitbürger, sondern Material, das da eingesetzt wird, wo es gebraucht wird. Und wenn es nichts mehr taugt, wird es aussortiert.“

Er nahm einen Schluck Wasser.

„Mitbürger haben Rechte.“ fuhr er fort. „Sie können sich ihren Wohnort aussuchen, ihre Arbeit, wenn es denn welche gibt, sie können da einkaufen wo sie wollen, sie können wählen. Können Sie das?“

„Ich habe Arbeit, Wohnung und genug zu essen.“ antwortete ich.

„Legehennen haben auch ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen. Sind es deshalb Mitbürger? Können Sie sich aussuchen, wo Sie wohnen wollen?

Vielleicht lieber in einer anderen Stadt? Wollen Sie vielleicht mal als Verkäufer arbeiten oder in einem Labor? Können Sie durch die Stadt bummeln und mit eigenem Geld einkaufen?“

Ich dachte nach. So ganz Unrecht hatte er nicht. Hatte ich mich nicht so gefreut über die 5 Euro? Hatte meine Frau nicht gesagt, sie wolle in einem eigenen Haus wohnen? Ein bisschen eng war die Wohnung schon.

„Schauen Sie, wir Almosenempfänger sind nichts anderes als Sklaven. Früher im alten Rom gab es auch solche. Oder in Indien, da gibt es die Kaste der Unberührbaren, die müssen die ganze Drecksarbeit machen, wo sich sonst keiner die Hände schmutzig machen will. Glauben Sie, der Oberbürgermeister würde Müll sortieren?

Und jetzt kommt der Hammer. Man will Ihnen ihre Frau wegnehmen.“

Meine Frau schaute entsetzt.

„Warum das denn? Was habe ich getan?“ fragte sie.

„Nichts. Aber sie sind nicht mehr wertvoll für den Staat. Vielleicht taugen Sie noch als Organspender.“

„Ja, Corinna, er hat Recht. Man hat mir sogar Geld geboten. Ich könnte an dem Verkauf Deiner Organe verdienen. Ich glaube unser Gastgeber hat Recht. Der Staat ist nicht so gut wie wir bisher dachten.“

„Warst Du deswegen so blass vorhin?“ fragte sie mich.

„Ja, ich lasse mir doch meine Frau nicht abkaufen.“

Corinna gab mir einen Kuss. „Danke.“

XIX – Die Organisation

„Viele Menschen werden bei Geld schwach, wenn sie wenig haben.“ erklärte der Mann.

„Was können wir tun?“ fragte ich.

„Würden Sie sich unserer Untergrundorganisation anschließen? Sie werden noch nie davon gehört haben, dass es sie gibt. In den Nachrichten wird sie selbstverständlich nicht erwähnt. Aber wir arbeiten darauf hin, die Verhältnisse zu ändern.“

Ich wandte mich meiner Frau zu. Sie nickte. Und sie hatte Tränen in den Augen.

„Ich glaube schon. Was müssen wir tun?“ fragte ich den Mann.

„Nicht viel. Sie bekommen noch Instruktionen. Lassen Sie uns erst mal anstoßen. Sie werden den Schritt nicht bereuen.“ Er verschwand wieder in der Küche. „Kennen Sie Champagner?“ rief er.

„Nein.“ antwortete ich. „Das können wir uns nicht leisten.“

„Dann lernen Sie ihn jetzt kennen.“ Er kam mit zwei Gläsern zurück, die mit einer perlenden Flüssigkeit gefüllt waren. Er stellte sie vor uns ab.

„Und Sie?“ fragte meine Frau.

„Moment.“ lachte er. „Ich habe nur zwei Hände.“ Er holte sich noch ein Glas aus der Küche. Dann stieß er mit uns an. „Vielleicht vertragen Sie den Alkohol nicht. Es könnte Ihnen etwas schwummerig werden. Aber das geht vorbei.“

Er nahm einen großen Schluck. Wir taten es ihm nach. Der Champagner schmeckte. Es prickelte auf meiner Zunge. Und tatsächlich. Irgendwie wurde mir von dem Alkohol leicht schwindelig. Nach einiger Zeit wurde es mir schwarz vor Augen.

XX – Die Geldübergabe

Der Mann drückte auf einen Knopf neben der Wohnungstür. Sie öffnete sich. Zwei Polizisten in Uniform traten ein, gefolgt von einem gut gekleideten Herrn.

„Staatsanwalt Klausen. Ich bin die Urlaubsvertretung für Herrn Borger.“ stellte er sich vor. Er schaute sich um. Ein Paar saß zusammengesunken auf dem Sofa der Wohnung.

„Nehmen Sie die Fingerabdrücke.“ forderte er die Polizisten auf.

Sie taten wie ihnen geheißen und kurze Zeit später hatten sie das Ergebnis.

„Corinna Cronau.“ las er auf dem Display. „Darmkrebs. KAW-Vermerk. Ingolf Cronau, kein Eintrag.“ Er schaute auf. „Wie hat er sich verhalten?“

„Er hatte gemeint, sich der Untergrundorganisation anschließen zu wollen.“ antwortete der Wohnungsinhaber.

„Gut. Ich vermerke ‚Sicherheitsrisiko‘ in seiner Akte. Und füge ein KAW-Vermerk ein. Kann aussortiert werden. Es muss ja alles juristisch wasserdicht geregelt werden.“ Er drehte sich um. „Sie können kommen!“ rief er auf den Gang.

Zwei Mitarbeiter des Krankenhauses traten ein. Jeder hatte eine Krankenliege dabei. Sie legten die beiden Körper darauf und verschwanden durch die Tür. Die Polizisten folgten ihnen. Der Anwalt nahm eine Briefftasche aus seiner Jacke.

„Der Mann ist gesund. Seine Organe scheinen als Transplantat geeignet zu sein. Hier ist zunächst einmal ein kleiner Vorschuss.“ Er gab dem Mann ein paar Geldscheine. „Den werden wir wie üblich mit Ihrem Anteil verrechnen. Weiterhin gute Zusammenarbeit. Auf Wiedersehen.“

Der Anwalt verließ die Wohnung.

Der Wohnungsinhaber setzte sich auf das Sofa. Das Geld glitt durch seine Finger. Er nahm einen Schluck aus seinem Glas. Der Champagner schmeckte schal.

Ende